

„Herzengutmilch!“ — Ein schallender Ruf! „Ich lange Du bleibst, mein Bubi!“

„Ich bin noch zur Eisbahn mit herangewesen. Das Eis ist brillant,“ berichtet Bubi, sein Ranzel abschnallend.

„Was nicht öfter solche Umwege, die Suppe ist schon beinahe kalt! Komm, setz Dich zu Tisch.“

Der kleine Herr ist mit einem Riesenschnitzmesser.

Die schöne, junge Frau mit dem ovalen, vornehm Gesicht und dem weissen Blondhaar betrachtet mit gekrümmten Augen ihren Liebling, ihren gesunden, frischen Jungen.

„Wie war's denn in der Schule, Bubi?“

„Na — gut! Bloß die Rechenregel stimmt nicht ganz, da haben wir uns beide gründlich verhalten!“

„Was war denn daran falsch?“

Bubi zuckt gleichzeitig die Achseln. „Daß man, schadet ja nicht. Die anderen haben's erst gar nicht gekannt.“

„Aber das französische Exerzium — Mittel — da war ich der Beste! Du kannst Dir aber auch wirklich nicht denken, wie famos unser neuer Professor ist — die ganze Quinta schwört auf ihn!“

„Ordentlich schneidig steht er aus, Mutti. Lange nicht so bößig wie die anderen alten Kräfte.“

„Bubi,“ klinkt es vorwurfsvoll. „Ach, hab Dich nicht, Mutti, es ist doch die Wahrheit,“ antwortet der Herr Sohn abweisend und laut an einem umfangreichen Happen.

„Denke Dir bloß, er soll ein patentierter Schlittschuhläufer sein — sagt unser Primus — der ist gefeierter mit ihm zusammen auf der Eisbahn geholländert.“

Eigentlich gönne ich das dem eingebildeten Jungen gar nicht; der sitzt nämlich nur aus Betrug obenan! Er hat mir beim Extemporale immer ins Hest gesehen und mir dann zugeflüstert, was ich geschrieben hätte, sei falsch — wenn es wirklich richtig gewesen ist.“

„Und Du hast dann das Mächtige ausgefressen und falsch verbessert?“ forcht die Mama.

„Keine Bange, Mutti, falle nicht noch mal drauf rein. Ich werde ihn schon wieder runter kriegen!“

Bubi nimmt eine wichtige Miene an. „Der neue Professor zieht mich nämlich mächtig vor. Nach der Stunde muß ich ihm sogar immer die Hefte ins Konferenzzimmer bringen, und dann unterhalten wir uns immer noch.“

„Wobon denn?“

„Verschieden!“ — Bubi bindet seine Serviette ab und sieht mit den lebhaftesten, großen, blauem Augen in die so ähnlich seiner Mutter. „Seute muß Du mir aber einen Gefallen thun, Mutti.“

„Run?“

„Du kommst mit mir aufs Eis — hm? Sollst unseren Professor mal sehen — ganz von ferne natürlich. Vorfstellungen machen wir nicht, das finde ich zu dumm. Ich will so gern, Mutti,“ sagt Bubi treuherzig und legt seinen Kopf an die Mutter, „daß Du auch die Menschen kennen lernst, die ich lieb habe.“

„So,“ fragt die junge Frau mit verstelltem Ernst, „da muß ich wohl beinahe eifersüchtig werden?“

„Unfin!“ lacht ihr Sohn gönnerhaft und streicht ihre Hand. „Das ist doch man so oberhin. Aber nicht wahr, Du kommst mit, Mutti? Sage ja!“

„Ich besitze ja keine Schlittschuh, Bubi, und habe das Fahren auf der glatten Fläche längst verlernt. Außer dem Bin ich dazu viel zu alt.“

„Rein doch nicht so etwa. Ich finde Dich sehr hübsch und jung. Sollst mit mir, was da überhaupt für alte Schwächeln sind.“

„Deine Freunde werden Dich auslachen!“

„Das dumme Rad,“ antwortet Bubi wegwerfend und knippt an seinen Stiefelschnürn. „Ich fahre Dich im Schlitten. Feines Vergnügen, sage ich Dir.“

Die tothen Fahnen mit den weissen Sternen und dem blauen Halbmond flattern im Winde. Ein lustiges Schneetreiben schwoitert durch die graue Luft, und in die spiegelglatte Fläche der Eisbahn schneiden die scharfen Schlittschuhe ihre Kreise und Bogen, schrapen die ersten Anfänger mühsam über halpbelden Schritte zum flotten Takte der Militärmusik.

Bubi sitzt mit hochrothen Backen im Anschlußraum und dreht eifrig die Schraube seines Schlittschuhs fest. Dann stemmt er prüfend beide Haden auf das Eis. „Bombenfest. So, Mutti, nun hol ich Dir einen Schlitten.“

Neben Bubi sichern ein paar seiner Schulkameraden. Einer macht seine Bemerkung: „Der hat seine Alte mitgebracht.“

Bubi wirft dem Sprecher — seinem Klassenprimus — einen vernichtenden Blick zu. Dann aber, mit unaussprechlicher Gleichgültigkeit, holt er die Hand aus und versetzt ihm eine schallende Ohrpeife. Wie der Blitz ist Bubi wieder davon, nur von weitem brüllt er noch laut über die Eisbahn: „Schafstopp!“

Die schöne, junge Frau lehnt im breiten, bequemen Stuhlschlitten und läßt sich von ihrem Sohn über die Klänge jagen.

Wie die Mutter dieses draußen, großen Knaben sieht sie wahrhaftig nicht aus. Eine holbe, mädchenhafte Anmutung liegt auf ihren Zügen. Wind und Kälte haben die Wangen keller gerötet. An dem goldblonden Stirnhaar hängen todt die leichten Schneeflocken, und die klugen, blauen Augen bliden klar und aufmerksam. Sie beobachten das lustige Treiben rings umher.

Da laufen sie alle an ihr vorüber, die jugendlichen Gestalten, Hand in Hand, Arm in Arm. Auf allen den frischen Gesichtern liegt der hellste Frohsinn, der sorgloseste Liebermuth.

Da glücken die Wangen, glücken die Herzen. Da lachen die Lippen, schimmern die weissen Zähne. Und die Haare, die sich halten Hand in Hand, sie glauben alle, ihnen gehöre die Welt, das ganze Leben! Es gäbe keine Trennung, keine Enttäuschung, keinen Jrrthum. Sie kennen nur das rothe Heut.

Ein hübsches, besonders interessantes Paar schwebt langsam vor dem Schlitten der jungen Frau dahin.

Er, ein großer, stotter Kuleurstudent mit grüner Mütze, einen frischen Riesenstich und einem kaum merklichen Anflug von Bärtchen.

Sie, ein übermüthiges, siebzehnjähriges Ding, dem das goldene Straußhaar lustig um Stirn und Schläfen flakert. Aus den breiten Biberstschlägen ihres knappen Cistostiums lugt ein duftiger Weichenstrauß.

Gemüthlich laufen sie — in kurzen Bogen, eng aneinander geschmiegt und bliden sich schweigend, unverwandt in die Augen. Er hat ihren Ruff in der linken Hand und fährt liebloß mit dem weichen Fell über ihr glückliches Gesicht, während er den rechten Arm immer fester um ihre schmiegsame Taille schlingt.

Nachdem betrachtet die junge Frau dieses Paar. Warum wird ihr so seltsam dabei zu Muth, ja, warum treten ihr Thränen in die Augen? Ist es der alte Nordost, der solches bewirkt, oder sind es Erinnerungen?

Erinnerungen! — Zwar vierzehn Jahre gingen vorüber — aber noch immer lebt ein Bild deutlich in ihrer Seele, das dem vor ihr dahinschwebenden so ähnlich gewesen und ihre schönsten Jugendträume umschloß.

Gerade so klar und sorglos wie dieses strahlende Kind blidte sie damals in die Welt hinaus. Und gleich ihr lustiger Kurt nicht ebenso jenem verwegenen Studio mit der grünen Mütze?

Ihr Kurt, ihr Alles, ihre erste, heisse, unvergeßliche Liebe!

Auch sie beide glitten mit jugendlichem Schneid über eine glatte Eisfläche. Manches bewundernde Auge folgte ihnen.

Ein vorwitziger Kommilitone raunte ihrem Kurt im Vorüberfahren zu: „Donnerwetter, hast Du aber ein schönes Mädchen!“

„Ja, ein schönes Mädchen und — kein Mädchen! Mit glückstem Stolz preste Kurt sie an sich, als wollte er sie niemals lassen.“

Es kam anders. — Kurts Eltern kamen hinter die Geschichte. Ihr hoffnungsvoller Sohn durfte sich nicht vor der Zeit binden oder ein langweiliges Verhältniß mit sich herumschleppen. — Auf ihre energischen Vorstellungen ging Kurt nach Jena, um dort weiter zu studiren. Von hier aus erhielt sein Mädchen einen Brief:

„Vergiß Deinen Kurt, süße Hanna — es geht nicht anders. Du wirst Dich trösten und mir nicht jürnen.“

Sie jürnte ihm doch. Ihr Stolz bäumte sich mächtig auf. — Aus Trost nahm sie den Ersten, Besten, der ihr Hand und Wohlthat bot. Sie wurde eine vernünftige Frau, die das überflüssige Wachen ihres Herzens energisch zur Ruhe wies und ihre Pflichten als Gattin lobenswerth erfüllte.

Glücklich war sie nicht! — Sie wurde es aber, als sie an einem sonnigen Frühlingmorgen zum ersten Male in zwei blaue Kinderaugen blidte und mit Mutterstolz einen strammen Buben an ihr sehnstuchsvolles Herz presste. Und dieser Bube ist ihr Glück geblieben, und als er vor einigen Jahren den Vater plötzlich verlor, hatte sie keinen mehr, mit dem sie dieses Glück noch zu theilen brauchte. — Ein stiller Kriebel war über sie gekommen.

Aber warum fühlt sie sich jedesmal dessen beraubt, wenn jene Erinnerung lebhaft wird?

„Weichen — gnädige Frau — Weichen!“

Ueber Frau Hannas Antlitz gleitet ein traumloses Lächeln. „Ach, Weichen!“

Sie nimmt den kleinen Strauß, den ihr der blaugeflorene Junge mit der Ohrentlappenmütze entgegenstreckt, und wirft eine blante Mart in seinen Korb.

Dann aber — sich langsam von ihren Gedanken befreiend — wendet sie den Kopf und blid sich um. Ihr Schlitten sitzt an einer Lannenecke fest, und ihr Cavalier ist verschunwen.

Halb ängstlich, halb lachend, läßt sie ihre Blicke über die Eisbahn schweifen und steckt die Blumen in ihr Pelzjäckchen.

In dem bunten Gewimmel, dem jagenden Durcheinander kann sie absolut niemand erkennen oder herausfischen.

Ein bißchen ärmlich über Bubis Ungenogenheit, erhebt sich Frau Hanna und trippelt vorsichtig dem Orchester zu.

Wüßlich steht sie dicht vor sich einen dichten Knäuel sehr lauter, vergnügter Knirpfe, deren Mittelpunkt eine große

Gestalt bildet mit weichem Filzhut, goldenem Klemmer und sehr schmiedigen, dunklen Schnurrbart. Er wehrt augenscheinlich den Ansturm der jungen Garde ab; diese jreist sich auch allmächtig, aber einer der Anspringer will absolut seine Hand nicht zurücknehmen und scheint energisch um eine Tournee zu bitten.

Die junge Frau erkennt ihren Sohn. Sie sah ihn lachend beim Stragen.

Der Quälgeist dreht sich mit einer sehr unliebenswürdigen Miene um, als er in die das freundliche, schöne Antlitz seiner Mutter blid, wird er gnädiger.

„Ach Mama, Du warst ja festgeleimt, das habe ich ganz vergessen. Ich sah nämlich unsern Herrn Professor an uns vorüberlaufen, und da mußte ich doch nachsehen!“

Der Herr zieht seinen Hut und macht eine vornehm Verbeugung. „Es freut mich, gnädige Frau, die Mutter eines meiner besten und liebsten Schüler kennen zu lernen.“

Sie jentt huldvoll den Kopf und reicht ihm herzlich die Hand. „Die Freude ist auch auf meiner Seite. Sie wissen gar nicht, wieviel mir den ganzen Tag über von Ihnen vorgezwärmt wird.“

„Das ist natürlich sehr wenig interessant für Sie! A propos — Professor Heydner — mein Name.“

Die junge Frau erblid. Groß und voll befest sie das ganze Auge auf den Mann — der jenen Namen trägt — und doch zweifelt sie an der Macht eines solchen Zufalls. Prüfend studirt sie sein Antlitz — Zug um Zug! — Ja — sie erkennt sie jetzt alle deutlich wieder — und dennoch sind die Jahre nicht spurlos an ihnen vorübergegangen.

— Geringer Ernst ist an die Stelle der leichtfertigen Verwegenheit getreten. Das bunte Haar ist an den Schläfen schon leicht ergraut.

Auch er ist nachdenklich geworden. Er fühlt die Kritik — er fühlt — „Kurt Heydner“ kommt es halb fragend, halb jögend von Frau Hannas Lippen.

Er nickt. Und wie ein Sonnenschein gleitet es plötzlich über seine strengen Wangen — ein Sonnenschein aus längst vergangenen Tagen.

„Hanna,“ ruft er mit einer Innigkeit, die nur eine überwältigende Freude uns eingeben kann. „Ja — Du bist es! Noch fast wie damals — mit dem Weichenstrauß.“

Sie blid sich jreist um. Ihr fällt der Junge ein. Aber dem ist die Vorstellung zu langweilig geworden, der hat einen mächtigen Schneebald gefordert und setzt damit einem Genossen nach.

„Hanna,“ fragte Heydner leise bitend, „hast Du mir verziehen?“

„Ich habe Dir längst verziehen in den vielen Jahren, da ich nichts mehr von Dir gehört. Nur einmal jürnte ich Dir!“

Eine Falte entidht auf seiner Stirn. „Ich weiß,“ sagte er bitter, „sprich nicht davon.“

„Nein, ich will auch nicht. Aber dieser Jörn ist Schuld daran, daß ich beherathet gewesen und daß Bubi existirt.“

Der Professor lachelt und drückt Hannas Hand.

Bubi kommt mit dem Schlitten wieder angefaßt. „Nun kann's noch mal losgehen — Mutti, bitte.“

„Ich werde die Mama fahren, Bubi — tummele Du Dich mit den Freunden.“

Bubis aufgeweckte Augen werden ein bißchen hart vor Erstaunen, aber dann lacht eine helle Kinderfreude daraus, und er streckt pfeifend die Hände in die Taschen.

Vorm Orchester rempelt er seinen Primus an. „Was sagst Du Schafstopp nun — unser Professor fährt meine Alte — da bist Du doch mächtig reingefallen!“

Der Wind hat nachgelassen, und die Luft ist milder geworden. Es scheint Thauwetter werden zu wollen. Leise fällt der weiche Schnee vom Himmel hernieder, und vom Musikchor her klingen die sanften Töne des betanneten Liebes aus dem Reiche des Andra über die Bahn: „Es war einmal.“

„Es war einmal,“ flüstert Heydner der jungen Frau in das Ohr, „aber es wird wieder sein. Die alte Zeit soll sich neu beleben. — Ich muß Dir gestehen, Hanna, daß ich Dich allein immer geliebt habe. Und die Wege zu Dir waren mir abgeschnitten, als die Neue über mich kam, denn ich wußte, daß Du verheiratet bist. Manches stille Leid habe ich darum im Geheimen durchgelempft! — Heute aber lasse ich Dich nicht mehr! — Meine Existenz ist aeshert, ich biete Dir Namen und Stellung! Willst Du den grauköpfigen Alten noch?“

Sie nickt nur stumm, denn sie kämpft mit den Thränen.

Er aber beugt sich lächelnd über sie und drückt ihnen heißen Kuß auf ihre frischen Wangen.

Hanna eröthet verlegen: „Nicht, Kurt, wir sind kinisch!“

„Ganz wie damals!“ Dann zieht er lustig den Weichenstrauß aus ihrem Jäckchen und steckt ihn in seine Rocktasche.

„Ganz wie damals!“ lacht Hanna jetzt und kloßt scherzend auf seine Hand. Doch plötzlich werden ihre Züge ernst. „Wo ist der Junge?“

„Den laß nur, der findet schon nach Haus, und merke Dir, jetzt habe ich das Vorrecht.“

„Jetzt habe ich ihn, die treuen, blauen Augen, — nun — meine Hanna — noch einmal so lieb. Er ist ja auch der Neubegründer unseres Klubs geworden; ohne ihn hätten wir einander vielleicht niemals wiedergesehen.“

Das dankt ihm — mein Wort darauf! Wächst Du nun noch Einwendungen?“

„Nein, lieber Kurt,“ sagt Hanna lachend, und der alte Schelm blid aus ihren Augen. „Ich bedauere Dich nur, daß Du jetzt nicht nur eine Frau, sondern auch einen Jungen heirathen müßt!“

des geworden; ohne ihn hätten wir einander vielleicht niemals wiedergesehen. Das dankt ihm — mein Wort darauf! Wächst Du nun noch Einwendungen?“

„Nein, lieber Kurt,“ sagt Hanna lachend, und der alte Schelm blid aus ihren Augen. „Ich bedauere Dich nur, daß Du jetzt nicht nur eine Frau, sondern auch einen Jungen heirathen müßt!“

Der Schöpfköffel.

Humoreske von Marianne Kinel.

In dem Augenblicke, da Doctor Rudolf Menzel sein Zimmer verläßt und auf den Gang hinausstritt, steht Lizzi König, die Tochter seines Hausfraus, an der Küchenschwelle.

In der Hand hält sie einen mächtigen Schaumlöffel, den sie jetzt, bei dem verlegenen Grusse des jungen Mannes, hastig zu verbergen sucht.

Dabei sieht sie mit ihrem vom Herbervergeröteten Wangen allerliebst aus.

Ihr goldiges Haar schimmert in der Sonne, und unter dem weissen Gefährsel der Stirnlöcher schauen die Weichenaugen wie zwei fröhliche Schelme in die Welt — gegenwärtig allerdings auf die Thür des nachbarlichen Zimmers.

Dort ist der Schöpfköffel stecken geblieben. Doctor Menzel hat ihn abzugeben vergessen.

Mit einer gewissen Schadenfreude nimmt Lizzi dies wahr. Sie lachelt. Zugleich aber kommt ihr der Gedanke, daß ihr, als der Tochter der Hausfrau, nummehr die Pflicht obliegt, das Zimmer zu überwachen.

Wie leicht kann ein Unvorsichtiger, ein Dieb — Nein das darf sie nicht oublieren. Die ganze Verantwörtlichkeit ruht jetzt auf ihr allein. Es ist sonst Niemand zu Hause als sie. Mama sitzt bis Mittag — es ist ein Sonntag — im Geschäftszimmer, die alte Köchin ist in die Küche gegangen.

Freilich, Doctor Menzel verdient es gar nicht, daß man sich seiner annimmt. — Und dann, Lizzi kann ihn eigentlich gar nicht leiden, seitdem sie merkt, daß sie mit ihren achtzehn Jahren gar nicht auf der Welt zu sein scheint für ihn, der doch nichts weiter ist als eine simple Miethspartei mit eigenen Wobeln.

Und sie hat sich doch so viel Mühe gegeben, jene Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Aber es war umsonst. Der schlantgenwachsene Mann mit dem schwarzen Vollbärtchen und dem ernsthaftesten, braunen Augen hat sie nicht beachtet. Und sie weiß doch, daß sie hübsch ist und außerdem die Tochter einer reichen Wittwe. —

Lizzi hat die Suppe gefaselt, zweimal abgeschöpft und ist dann wieder auf den Gang hinausgefallen. Sie muß die Thür im Auge behalten, wenn sie den Doctor auch nicht leiden mag. Endlich fällt ihr ein, daß sie den Schöpfköffel abgeben und in Verwahrung nehmen konnte. Schon ist sie an der Thür, aber im Begriffe, dieselbe abzugeben, überkommt sie ein unsägliches Verlangen, das Zimmer zu betreten. — Niemand kann sie jetzt sehen. — Sie will noch jögern und überlegen, findet aber keine Zeit mehr dazu, denn schon steht sie mitten in der Stube, die Hand mit dem Schaumlöffel an das pochende Herz gedrückt, den Rücken zurückhaltend. —

So sieht also eine Junggefellenswohnung aus, denkt sie. Altmoderische Möbel. — Auf dem Schrank eine bestaubte Theemaschine mit Tassen. — An der Wand das Portrait einer Dame mit sanften, lebenden Zügen. — Schwere Altenspiegel auf dem Schreitbilde. Dort liegen auch einige Blätter aufgeschlagen. Lizzi näbert sich entschlossen, legt ihren Schaumlöffel auf das bürgerliche Gesetzbuch und sieht: „Geb. Weier contra Marie Meier, etc. Witt — Scheidung.“

„Aergerlich fährt sie zurück. Also mit so hübschen Dingen beschäftigt sich der Herr Doctor an seinem freien Sonntage. Mit dem Glend und Namen zweier armer Menschenkinder? Da kommt der Schelm über Lizzi: Hastig reißt sie ein Blatt Papier von einem halb beschriebenen Bogen und trippelt darauf: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden, jagt — Lizzi!“ Den Zettel legt sie auf die Meten. Darauf sieht sie sich um. Es wäre so traurig hier, wenn sich nur das Wollen einer Frauenhand demerkbar machen würde. — „Warte,“ denkt sie, „Du sollst wissen, daß eine Heirath für Weichen getrieben hat.“

Damit nimmt sie die Rose, welche an ihrer Taille befestigt ist und stellt sie in ein Glas Wasser, das auf dem Tische steht. Dann staubt sie den Theekessel ab, wäscht die Tassen aus und eilt zum Spiegel. Auch diesen will sie säubern, hält aber inne, und während ein schelmisches Lächeln über ihr Gesicht fliegt, neigt sie den Zeigefinger und zeichnet mit demselben ihren Namen in die Staubflicht. — Da hört sie Schritte. Sie fährt zusammen. Niemand kommt, und sie — sie im Zimmer eines Mannes! Cilia jürmt sie hinaus, wirft die Thür zu, sperrt sie ab und birgt den Schöpfköffel in der Tasche. —

Im nächsten Augenblicke steht sie athemlos am Herd und dreht den Braien in der Pfanne um. Dann will sie die Suppe abschöpfen. — Um Gotteswillen, der Schöpfköffel! — Der ist auch drin geblieben,“ denkt sie schaudernnd.

Unterbreffen steht Doctor Menzel vor der Thür seines Zimmers und bemüht sich, dieselbe zu öffnen. Nach

mehreren fruchtlosen Versuchen beginnt er in seinen Taschen zu trumen und verdrücklich den Kopf zu schütteln. Dann wendet er sich der Küche zu.

Sein Schatten fällt auf die Diele. Lizzi weiß, daß ihr Nachbar dort steht und sie ankarrt, aber sie mag es jetzt nicht, aufzubliden. Sie jittet wie eine Mißthäterin. Es bedrückt sie schwer, daß sie einer übermüthigen Laune nachgegeben. Was würde er von ihr denken, wenn er sähe, was sie angefaßt hat. — — — daß sie sich ihm aufdrängen will. — — — ihm — dem Manne, der sie nicht beachtet für den sie gar nicht auf der Welt ist. Nein, er darf nicht in sein Zimmer kommen, jetzt. Das Weinen steht ihr nahe.

„Fräulein Lizzi,“ hört sie sich rufen.

Sie hat in ihrem Ueberreifer dreimal die Suppe gefaselt. Nun muß sie aber doch aufbliden. — — — langsam und schein.

„Verzeihen Sie,“ kommt es jauchhaft von Menzel's Lippen — „ich bin in einer merkwürdigen Verlegenheit. Ich glaube bestimmt, ich habe vorhin den Zimmerköffel stecken lassen und jetzt ist er nicht da. War vielleicht in meiner Abwesenheit Jemand —“

„Nein, es war Niemand da,“ antwortet sie hastig. „Sie haben ihn gewiß verloren,“ fügt sie hinzu. „Vielleicht kehrt er um und sucht ihn,“ denkt sie.

Aber er rührt sich nicht vom Fleck. „Haben Sie keinen zweiten Schöpfköffel, Fräulein?“

„Nein,“ beeilt sie sich zu sagen.

Eine Pause beiderseitigen Schweigens.

„Liegt Ihnen so viel daran, in Ihr Zimmer zu kommen, Herr Doctor?“ fragt Lizzi sanfter. Sie fühlt Mitleid mit dem jungen Manne, der sie so treuherzig bitrend anschaut. Es ist etwas merkwürdig Weiches in seinem Blid.

„Ja, ich muß den Kopf wecheln. Ich habe eine Einladung zum Mittagessen angenommen, und ich kann doch nicht in meinem Arbeitsrod in Damengeseßschaft —“

Lizzi's Mitleid verfliegt. „Recht geschicklich,“ denkt sie. „Du hast keinen Rod und ich keinen Schöpfköffel.“ Dabei sagt sie die Suppe noch einmal.

In diesem Moment kommt Frau König, eine noch hübsche, sehr lebhafte Dame. Auch die Köchin wird sichtbar. Lizzi's Mama, welcher Menzel's Mißgeschick sofort erzählt wird, entscheidet lachend den verwickelten Fall.

„Nun, dann müssen Sie eben mit uns speisen, Herr Doctor,“ sagte sie und schiebt den verlegenen Darsichtsausenden resolut in das Zimmer.

Drei Uhr Nachmittags. Frau König ist gleich nach dem Essen eingekid. Lizzi und Doctor Menzel sitzen noch am Tische und plaudern mit gedämpften Stimmen. Es ist recht traulich und still in dem großen, lustigen Zimmer.

Sie müssen sich angenehme Dinge erzählt haben in dieser kurzen Stunde, denn ihre Augen leuchten und ihre Wangen glücken.

„Und es thut Ihnen nicht leid, bei uns geblieben zu sein, Herr Doctor?“ flüsterte sie.

„O,“ giebt er zurück, „leid? Fräulein Lizzi, wenn Sie wüßten! In meinen künftigen Träumen hab' ich's nicht gewagt, daran zu denken, daß ich einmal mit Ihnen, Fräulein Lizzi —“

„Sagen Sie,“ unterbricht sie ihn strahlenden Auges, „aber aufrichtig, hat Ihnen die Suppe geschmeckt?“

„Ja.“

„Wie gut Sie sind! Und Mama und ich, wir konnten sie nicht essen, so verlesen war sie.“

„Nun ja, ein bißchen verlesen,“ meint er freundlich. „Aber das macht doch nichts. Sie haben sie ja gefaselt.“

„Also, es thut Ihnen nicht leid? Wie mich das freut!“

„Und ich danke Gott, daß ich den Schöpfköffel —“

Lizzi giebt es einen Stich ins Herz. Was würde er zu dem Schöpfköffel sagen, der auf jenem Schreibtisch liegt? Sie muß einen Augenblick erpäsen, um in sein Zimmer zu id, dann wird sie ihm den Schöpfköffel in die Rocktasche praticitiren.

„Sonn! hätte ich wohl nie den Muß gefunden,“ fährt Doctor Menzel fort, „so von Herzen mit Ihnen zu sprechen. Es ist mir schon lange wie ein herlicher Wunsch. Immer hab' ich an Sie gedacht wie an etwas Unerreichbares. — — — wie an einen Sonnenstrahl, den man nicht haßchen kann. — — — wie an etwas Helles, Liebes und Freundliches. Und weil ich den Schöpfköffel verloren habe, sehen Sie, Lizzi, deshalb hab' ich Sie gefunden. Sie. — — — Hier darf ich sitzen und Sie anschauen.“

Lizzi hört zu wie berauscht. So spricht der Mann, von dem sie geglaubt, er beachte sie nicht. Sie hat die Augen geschlossen. Unwillkürlich neigt sie ihr Wobstopp ihm zu. Sie hat das Gefühl, als müßte sie ihn an seine Brust schmiegen und den leidenschaftlichen Worten lauschen, kagelang; dabei ist es ihr, als sollte sie von Herzensgründen weinen vor Glück. Sie hat ihn ja geliebt vom ersten Tage an, da sie ihn gesehen.

„Und,“ schlägt es jetzt raunend an ihr Ohr — und könnten Sie mich lieben, Lizzi, ein wenig nur —“

Sie will die Lippen bewegen, aber eben öffnet sich die Thür und die freisichende Stimme der Köchin ruft:

„Der Schloffer war da. Ich hab' ihn geholt. Ihr Zimmer ist offen, Herr Doctor.“

Die beiden jungen Leute springen erschreckt auf. Auch Mama fährt aus ihrem Schlummer.

„Ich glaube, ich bin ein wenig eingekid,“ sagte sie jährennd.

Lizzi ist mit einem Male bleich geworden. „Den Schöpfköffel wenigstens muß ich haben, ehe er ihn fahrt,“ denkt sie und rennt davon.

Da ist sie nun wieder in seinem Zimmer, aber nicht allein — Doctor Menzel, der ihr besorgt nachgejitt war, steht neben ihr.

Er gewahrt die Rose im Glase und schaut das glückende Mädchen an.

„Was ist das?“ fragte er leise.

„Meine Antwort auf Ihre letzte Frage, Rudolf,“ antwortete sie ernst und jittet.

„Du warst also früher hier,“ ruft er hümmisch, „Du hast den Schöpfköffel?“

„Acht,“ macht sie, während er sie in seine Arme preßt, „acht — liebste Geheimniß!“

„Was soll das bedeuten?“ schreit Frau König, die eben in's Zimmer tritt und schaut die Gruppe erstaunt an.

Lizzi reißt sich los, stürzt auf den Schreibtisch zu, ergreift das Blatt, das sie beschrieben, und reicht es der Mama.

„Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden, sagt Lizzi!“

Lizzi ist leider gemohnt, Recht zu behalten,“ sagt sie dann mit einem humoristischen Seufzer.

Was da vorgegangen war, das leuchtete auch der Köchin ein. Nur Eines konnte sie nicht begreifen, was zum Kutur der Schöpfköffel, der auf dem Schreibtische des Doctor Menzel lag, mit der ganzen Sache zu thun hatte.

Goethe über die Fettleibigkeit.

Dr. Erich Ebelin kritid in der neuesten Nummer der Deutschen medizinischen Wochenschrift die Erinnerung an eine ergötzliche Bemerkung auf die Goethe, im Anschluß an seinen Karlsbader Aufenthalt vom Jahre 1806, über die Fettleibigkeit, eine der unter den Badegästen am häufigsten vertretenen Krankheiten, machte.

Der Dichter hatte zwei alte Gräzinnen kennen gelernt. Sie hatten — so berichtet er nach den Aufzeichnungen Ludens — einen unermesslichen Umfang gehabt und deswegen eine bewunderungswürdige Unweglichkeit gezeigt, sobald sie einmal Platz genommen. Dabei hatten sie eine große Gelächertätigkeit der Zunge behalten und ein endloses Gespräch geführt.

Ihre Stimme war jungfräulich, ging aber oft, wenn sie lebhaft geworden, oder das Gefühl ihrer Würde an den Tag zu legen für nöthig hielt, bald in ein artiges Krähen, bald in ein artendes Jovitschern über.

„Mir selbst,“ sagte Goethe, „waren die wunderlichen Kugelgestalten dieser Damen am merkwürdigsten. Ich konnte nicht begreifen, wie es einem Menschen, Mann oder Weib, gelingen könnte, es zu einer solchen Masse zu bringen; auch hätte ich die Dehnbarkeit der menschlichen Haut nicht für so grenzenlos gehalten. Sobald ich aber die Ehre